



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Vergißmeinnicht 1920

1 (1920)

---

ss-  
cht  
69  
21

9  
(21)  
27

mikado-Bibliothek Aachen



8010 7255





# Vergißmichicht

Illustrierte Zeitschrift der Mariannhiller Mission.

Mit Oberhirtlicher Granderlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Geseget von Sr. Heiligkeit Paps Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Pleicherring 3.



38. Jahrgang.  
Nr. 1.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 2.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Ueberzahlungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.  
Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.  
Bestellungen  
auf das  
Vergißmichicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahlkarte oder  
Postanweisung.  
Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Ein Zulugigerl.

Würzburg  
Januar 1920.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohlthätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmichicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmichicht  
als Wohlthäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Klosterkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messe  
gelesen.



### Sum neuen Jahre.

Hoch am Himmel Sterngefunkel.  
Schweigend ruht die Winternacht.  
Feuer lodern hell im Dunkel,  
Hirten halten treue Wacht.

Sieh! Da schwebt auf Silberichwingen  
leis herab ein Engel licht.  
Und wie süßes Harfenklingen  
tönt die Kunde, die er spricht.

Freuet Euch! Euch ward geboren  
heut ein Kindlein hold und rein.  
Allen, die das Heil verloren,  
will es Licht und Rettung sein."

Und das Herz erfüllt von Wonne  
eilen sie zum Stall geschwind,  
finden leuchtend wie die Sonne  
dort die Mutter und das Kind.

Um die schlichte Hütte schweben  
Engel zart wie Morgenduft.  
Hell wie Silberglocken beben,  
tönt ihr Singen durch die Luft.

Holde Botschaft schallt im Liede,  
Glanz umspielt das Himmelskind.  
„Ehre Gott, den Menschen Friede,  
die da guten Willens sind!“

Und das Lied klingt hell wie Sterne,  
schwebt auf Flügeln himmelwärts,  
tönt aus weiter Zeitenferne  
heute auch in unser Herz.

Wie die Hirten einst im Stalle  
knien auch wir vorm Gotteskind.  
Hände faltend flehn wir alle:  
„Gib uns Frieden, Himmelskind!“

Wie im dunklen Waldeshöhe  
still und rein die Blumen blühen,  
laß der Gottesliebe Rose  
auch in unsern Herzen glühen!

Laß wie goldne Frühlingssonne  
Deine Gnade leuchten klar,  
die das Herz erfüllt mit Wonne!  
Segne Du das neue Jahr!“

P. Bonifaz Rauch.

### Gott zum Gruß im neuen Jahre!

Siebenunddreißig Lebensjahre hat das Berggymnastium nicht nun schon hinter sich und mit neuem Mut geht es hinein in sein achtunddreißigstes Jahr. Zunächst will es eine Bestellung ausrichten:

Glück und Gottes reichsten Segen im neuen Jahre allen lieben Freunden und Wohltätern!

Das Berggymnastium hat in den 37 Jahren seines Bestehens soviel Liebes und Gutes erfahren in seinem Amte als Werbeapostel für das Werk der Heidenmission, daß es vertrauensvoll wieder hinausgeht zu all seinen alten Freunden. Während des Krieges konnte es allerdings nicht so viel aus dem Missionsleben berichten; denn es war ja selber abgeschnitten von dem Lande der Schwarzen, aus dem es seine Neuigkeiten bezieht. Jetzt aber, da der Postverkehr wieder regelmäßig möglich ist und auch so manche alte „afrikanische Freunde“ wieder schreiben, wird es wieder dafür sorgen, bei seinen Botengängen zu den lieben Missionsfreunden auch immer recht viel Neues und Interessantes aus dem Missionsleben mitzubringen und auch sonst Unterhaltendes und Erbauendes zu bieten. Schon lange wollte das Berggymnastium einen schönen Umschlag als Kleidchen haben. Es war ihm auch die Erfüllung der Bitte zugesagt, wenn verschiedene „Wenn“ nicht gewesen wären. Das eine „Wenn“ war die herrschende Stoffnot, wollte sagen Papiernot, das andere noch schlimmere „Wenn“ aber war der Kostenstandpunkt. Das Kleidchen für das Berggymnastium hätte eine zu große „Schneiderrechnung“ gegeben. So mußte sich denn das arme Ding damit trösten, auf Erfüllung seines Wunsches in besseren Zeiten hoffen zu dürfen. Eines wenigstens soll zur Ausführung kommen: das Berggymnastium soll wieder alle Monate erscheinen, wenn auch vorderhand wegen der gleichen „Wenn“ noch etwas dünn und schmal. Auch regelmäßig will es erscheinen, wenn nicht allerlei dazwischen kommt, was man unter dem Namen „Sireit“ zusammenfassen kann.

Möge es dem Berggymnastium gelingen, auch fer-

nerhin recht viele Herzen für das heilige Missionswerk zu begeistern. Freude und Liebe zu einem edlen Werke läßt uns schließen auf einen edlen Charakter. Freude und Liebe des deutschen Volkes zum heiligen Missionswerke, diesem edelsten Werke der christlichen Caritas, eine Freude und Liebe, die trotz des eigenen Glendes nicht untergegangen und erloschen ist, läßt uns auch schließen auf die sittlichen Werte, die im Volke verborgen liegen. Wo noch so viele sind, die an des Heilandes letzten Wunsch und Willen denken, wo noch so viele sind, die sich an die Gottesorgen für das Menschenreich erinnern, da muß es um den innersten Geist gut stehen. Aus dieser opferwilligen Liebe und Betätigung für das Erstehen des Christentums im Heidenlande möge unserem Volke die Gnade erwachen, daß auch in seiner eigenen Mitte der wahrhaft christliche Geist wieder auflebe und alles durchdringe, gleich dem goldenen Sonnenlicht nach dunkler Nacht. Und mit christlichem Geiste werden auch alle seine Wirkungen wiederkehren, als da sind Vertrauen auf Gottes Vorkehrung und Hingabe an dieselbe, „mag sie Wunden schlagen oder heilen“, Bruderliebe zu einander in gegenseitigem Ertragen und Helfen. Dann wird dem Volke auch das wahre echte Glück zu Teil werden, das Geld und irdische Werte allein niemals bringen können.

Wie alljährlich, so soll auch heuer die Januarnummer des Berggymnastiums einen kurzen Ueberblick über die Missionserfolge der Mariannhiller Missionare geben. Die lieben Wohltäter sollen ja erfahren, wie das, was durch ihre Hilfe begonnen und durch ihre Beihilfe erhalten wurde, sich weiterentwickelt hat. Im Folgenden soll die Statistik über die Missionserfolge gegeben werden für die Zeit vom 1. Juli 1918 bis 30. Juni 1919. Die Statistik ist nicht vollständig, da von unseren noch immer verwaisten Stationen in Rhodesia (Triashill, Monte Cassino, St. Benedikt) bis jetzt noch keine Nachricht eingetroffen ist.

Missionspriester . . . . .	61	Taufen des letzten Jahres: . . . . .	4 594
Kleriker . . . . .	3	Davon sind Kinder . . . . .	2 490
Laienbrüder . . . . .	167	Davon sind Erwachsene . . . . .	1 795
Missionsschwestern . . . . .	299	Davon sind übergetretene Protestanten . . . . .	309
Weißes Lehrpersonal . . . . .	47	Katechumenen . . . . .	5 927
Schwarzes Lehrpersonal . . . . .	138	Davon werden in 1 bis 2 Jahren getauft:	
Weißer Katechisten . . . . .	7	Kinder . . . . .	1 740
Schwarze Katechisten . . . . .	66	Erwachsene . . . . .	2 165
Kostschüler . . . . .	2 135	Anderweitige Katechumenen . . . . .	2 022
Tageschüler . . . . .	3 562	Erstbeichtende . . . . .	1 751
Hauptstationen . . . . .	29	Erstkommunikanten . . . . .	1 810
Nebenstationen . . . . .	95	Firmlinge . . . . .	328
Katechesenstellen mit heiliger Messe . . . . .	30	Trauerungen . . . . .	209
		Verstorbene . . . . .	2 004



**Chernovizen und Chorpostulanten in St. Paul.**

ohne heilige Messe . . . . .	237	Letzte Nummer des Taufbuches . . . . .	52 657
Kirchen und Kapellen, fertige . . . . .	43	Letzte Nummer des Totenbuches . . . . .	16 599
Kirchen und Kapellen, Not- . . . . .	64	Letzte Nummer des Firmungsbuches . . . . .	15 006
Schulgebäude, . . . . .	65	Letzte Nummer des Trauungsbuches . . . . .	2 500
Schulgebäude, Not- . . . . .	50	Gesamtzahl aller christlichen Ehepaare: . . . . .	5 102
Kleinkindergärten . . . . .	11	Davon beide Teile katholisch . . . . .	2 553
Josephshäuser . . . . .	2	Davon ein Teil noch heidnisch . . . . .	2 314
Marienhäuser . . . . .	19	Davon ein Teil protestantisch . . . . .	235
Frauenasyle . . . . .	17	Ehepaare, die auf dem der Mission gehörenden	
Krankenhäuser . . . . .	8	Grund und Boden wohnen . . . . .	1 498
Apotheken . . . . .	16	Beichten des letzten Jahres . . . . .	182 230
Werkstätten . . . . .	80	Kommunionen des letzten Jahres . . . . .	418 461
Marienhausmädchen . . . . .	306	Gesamtzahl der Schwarzen, die auf dem der	
Böglinge im Kindergarten . . . . .	142	Mission gehörenden Grund und Boden	
Inassen der Frauenasyle . . . . .	150	wohnen . . . . .	7 885
Kinder in den Werkstätten . . . . .	654	Gesamtzahl aller lebenden Christen . . . . .	28 408
Kinder bei der Feldarbeit . . . . .	1 364		

Ungefähr Zahl der schwarzen Bevölkerung,  
die unter dem Einflusse der Mission steht 229 800  
Man sieht aus vorliegenden Angaben, daß mit der  
Hilfe Gottes auch trotz der Beschränkungen in der  
Kriegszeit recht viel für das Heil der unsterblichen See-  
len getan werden konnte. Gott, dem Geber alles Gu-  
ten und dem Auspender aller Gnaden, dem Fürsten des  
Friedens und dem Heil der Völker, sei die Ehre!

Die Mariannhiller Mission in Europa zählt fol-  
gende Mitglieder:

Missionspriester	8
Meriker	5
Chornovizen u. Postulanten	12 (darunter 2 Priester)
Professbrüder	36
Brüdernoviz. u. Postulant.	28
Studenten	67

Unser Missionshaus St. Paul in Holland zeigt zur  
Zeit ein erfreuliches Wachstum. Möge dieser reiche Zu-  
gang anhalten, damit St. Paul recht bald in der Lage  
ist, neue Hilfskräfte auf das Missionsfeld zu entsenden,  
von wo immer eindringlicher der Ruf nach neuen Arbei-  
tern für den Weinberg des Herrn erschallt.

In diesen Tagen, da wir das Geburtsfest des Frie-  
densfürsten dieser Welt feiern, wollen wir ganz beson-  
ders zum göttlichen Kinde beten, daß von seiner Krippe  
aus der Gedanke der Völkerveröhnung wieder eindringe  
in die entzweite Welt und daß von seiner Krippe aus  
das Friedenswerk der Weltmission wieder neuen Auf-  
schwung nehme, nachdem es in den harten Kriegsjahren  
so sehr gehemmt war. Am Geiste des göttlichen Kindes  
soll und wird die Welt geunden.

P. Ludwig Tremel, C. M. M.

### Nachrichten von der Missionsstation Centocow.

Von Br. Adrian Bellazino, C. M. M.  
(Schluß).

Am Dreikönigstage 1919 entschlief ruhig und fried-  
lich im Herrn Bonifaz Bekwa, der Gründer der Enkonzo-  
Gemeinde. Es ist das eine Filiale von Centocow. Die-  
ser Bonifaz wurde schon gelegentlich des Berichtes über  
die Einweihung der Kapelle in Enkonzo (siehe Vergiß-  
meinnicht 1913, Dezembernummer) als ein biederer,  
christlicher Mann geschildert. Der Herr hatte seinen  
treuen Diener vor dem Tode noch durch eine langwierige  
Krankheit gekütert, die aber Bonifaz mit aller Geduld  
und Gottergebenheit ertrug. Dreiviertel Jahre heftete  
ihn die Wassersucht auf das Krankenlager. So oft sich  
Gelegenheit bot, empfing Bonifaz die hl. Sakramente,  
das letztemal noch am Neujahrstage. Wegen der gro-  
ßen Entfernung von der Station war man genötigt, ihn  
daher zu begraben. Ein einfacher Drahtzaun umfried-  
igt seine letzte Ruhestätte.

Bonifaz war ein glücklicher Familienvater und an  
Kindern reich gesegnet. Alle versprechen, einmal gute  
Christen zu werden, würdig ihres trefflichen Vaters.  
Sein Sohn Martin führt zu Hause die Wirtschaft des  
Vaters weiter und hat die Sorge für die vier Geschwis-  
ter, die noch zu Hause sind, übernommen. Eine Toch-  
ter Noja, bereits eine blühende Jungfrau, war als Leh-  
rerin in Enkonzo angestellt. Nach dem Tode des Va-  
ters kam sie auf die Station und setzte sich freiwillig  
noch einmal auf die Schulbank, um noch mehr zu lernen.  
Zwei Knaben kamen ebenfalls nach Centocow zur Schule  
und erregten da wegen ihres höflichen Auftretens beson-  
dere Aufmerksamkeit. Doch nichts von ungefähr, das hat  
ihre guten Gründe. Willibaldo, jetzt Schulkassistentin  
bei Schwester Roswitha in Centocow, war nämlich län-

gere Zeit Lehrerin in Enkonzo gewesen. Diese schwarze  
Pädagogin nun hat ein eigenartiges Geschick, ihren Zög-  
lingen Höflichkeit und Ordnungssinn beizubringen.  
Selbst der staatliche Schulinspektor Mr. Gebers trug sich  
mit dem Gedanken, ihr als Anerkennung für ihre Tüch-  
tigkeit ein Diplom auszustellen. Dieser Plan kam aber  
nicht zur Ausführung, da dieser Herr sich wegen seiner  
Nationalität genötigt sah, sein Amt niederzulegen.  
Welche Kunstgriffe die kluge Erzieherin anwendet, ist mir  
unbekannt, jedenfalls spielt die Rute auch eine Rolle  
dabei. Als ich ihr nämlich eines Tages wegen der Ar-  
tigkeit der Enkonzo-Schulkinder ein kleines Kompliment  
machte, fühlte sie sich ein wenig geschmeichelt und machte  
dann schelmisch eine mir gleich verständliche Bewegung  
mit der rechten Hand.

Das vor sechs Jahren erbaute Kirchlein in  
Enkonzo, aus dem landesüblichen Baumaterial:  
Lehm, Holz, Stroh errichtet, wird auch jazon immer  
hausfälliger zum nicht geringen Bedauern des Missio-  
nars. Für die armen Schäflein der Enkonzogemeinde  
ist nämlich das Kirchlein ein großes Heiligtum. Die  
katholische Gemeinde wohnt ja dort mitten unter prote-  
stantischen Sekten und ist teilweise auch von einer ganz  
ungläubigen Bevölkerung umgeben, die der katholischen  
Religion direkt feindselig gesinnt ist. Ein edler Wohl-  
täter, der die nötigen Mittel besitzt und von Eifer für  
der unsterblichen Seelen Heil erfüllt ist, könnte sich hier  
durch Erbauung eines massiven Kirchleins ein bleibendes  
Denkmal setzen. Wer etwas für Gott hinopfert, gewinnt  
es vieltausendmal wieder, denn Gott läßt sich an Groß-  
mut von seinen Menschenkindern nicht übertreffen. Dem  
fernen unbekanntem Gönner, der, durch diese Zeilen ver-  
anlaßt, für das Enkonzokirchlein etwas beisteuert, ein  
recht herzliches Vergelt's Gott!

Südafrikanische Hitze. — Beim Lesen dieser Ueber-  
schrift mag vielleicht mancher Leser denken: nein, wenn  
es in Südafrika so heiß ist, dann habe ich keine Lust,  
dahin zu gehen. Nun, so schlimm ist es mit der südafri-  
kanischen Hitze doch nicht. Der Mensch, die Krone der  
sichtbaren Schöpfung, ist vom allweisen Schöpfer so ein-  
gerichtet, daß er sich in allen Weltteilen akklimatisieren  
kann. Er kann sich an alles gewöhnen, schließlich auch an  
die südafrikanische Hitze.

In den Monaten Januar und Februar 1919 hatten  
die Bewohner von Südafrika unter einer außerordent-  
lich anhaltenden, trockenen Hitze zu leiden. An verschie-  
denen Stellen soll die Hitze 30 bis 35° R im Schatten  
erreicht haben. An einem Orte sollen sogar zwei Raf-  
fernkinder der Hitze erlegen sein. Auch erwachsene Per-  
sonen sollen vom Hitzschlag getroffen worden sein und  
mehrere Tage an den Folgen gelitten haben. In dem  
Dalgrunde (Centocow), wo der Einsender dieser Zeilen  
des Tages „Last und Hitze“ zu traagen hat, steigt das  
Thermometer gewöhnlich nur bis 28° R. Die höchste  
Temperatur, die wir ausnahmsweise einmal erreicht ha-  
ben, ist 33° R; das kann ich nach eigener vieljähriger  
Erfahrung sagen. Aber dann wird die Sache schon ziem-  
lich ungemütlich und wer immer sich den jengenden  
Sonnenstrahlen entziehen kann, tut es gewiß. Dann  
empfindet man schon bitterlich schwer den Urteils-  
spruch unseres Herrgotts über unsere Voreltern im Pa-  
radiese: „Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein  
Brot essen.“ Man bekommt an solchen Tagen einen  
richtigen Begriff von der afrikanischen Sonne und man  
merkt dann deutlich, wie die sonst so liebe Sonne das  
„Einheizen“ versteht. Glücklicherweise sind solche heiße  
Tage nur selten: gewöhnlich bringt auch bald ein sanfter

Windhauch erquickende Kühle. Kommt an so heißen Tagen zufällig ein fremder Besucher, so sagt er unwillkürlich: „Sie haben aber heiß hier!“ Erklärt man ihm aber dann, daß es nur eine „Ausnahmshitze“ ist, so atmet er schon gleich erleichtert auf. Südafrika ist, was die Witterung anbelangt, das Land der Gegensätze. Die Witterung dajelbst ist ein launischer Geselle, der nicht selten seine Freude daran findet, die guten Menschenkinder zu necken.

Die anhaltende Hitze zu Beginn des Jahres 1919 trocknete alles aus; kein segenspendender Regen eifrührte die dürrn Fruchtfelder. Die besorgten Eingeborenen prophezeiten für das kommende Jahr bereits eine „indhlala“ (Hungersnot). Aber die obwaltende göttliche Vorsehung sandte noch zur rechten Zeit den erwünschten Regen auf die ausgetrockneten Felder und Fluren.

Ein heimtückischer Feind. — In nicht geringe Aufregung wurden die Bewohner und vor allem die Farmer in Südafrika versetzt, als zu Anfang des Jahres 1919 — mitten im Waffenstillstand — eine eigenartige feindliche Armee im Lande auftauchte und mit schrecklichem Vernichtungskampfe drohte.

Gleich einer ägyptischen Plage überzog nämlich der „Army worm“ (Armee-Wurm), eine massenhaft auftretende Raupe, das Land und überschwemmte Gärten, Felder und Weidesflächen in bedenklicher Weise. Die anhaltende Trockenheit hatte der günstigen Entwicklung dieses Insektes großen Vorschub geleistet. Der wissenschaftliche Name des gefährlichen Geschöpfes ist „Laphygma“ (*Caradrina exigua*); landläufig ist es unter dem Namen „Nisper“ bekannt. Die unbehaarten Raupen, die auf der Oberseite sammetartig schwarz und auf der Unterseite weißlich sind, erreichen eine Länge von ungefähr 3 Zentimeter. Die Raupen entwickeln sich aus den Eiern, die von einer Motte in den Boden gelegt werden. Der Verpuppungsprozeß der Raupen geht sehr schnell vor sich, so daß es in einem Jahre mehrere Generationen gibt. Man befürchtet die nächste Brut für den April. Es ist schon in früheren Jahren bemerkt

worden, daß diese Raupen auch mit Parasiten behaftet sind, die ihrer zu starken Vermehrung Einhalt tun. Im Jahre 1878 soll diese südafrikanische Plage so arg gewesen sein, daß der Sack Mais auf 40 M zu stehen kam. Die Raupen fressen hauptsächlich Nachts, wenn die Menschen sorglos der Ruhe pflegen. Sie machen jedem Grastengel seine Existenz streitig. So kann es denn geschehen, daß ein vornehmer Herr in der Frühe beim ersten Ausblick zu seinem größten Schrecken sehen muß, daß der schöne wohlgepflegte Rasen vor dem Hause wie abrafiert aussieht. Ist eine Gegend abgefressen, dann marschieren die Raupen weiter, gewöhnlich in den Mor-

genstunden. Im Tage legen sie ungefähr eine halbe Meile zurück. Auf ihrer Wanderung überschreiten sie die breiten Straßen und Gräben, sie sollen sogar Flüsse übersetzen, wobei dann natürlich nicht wenige zugrunde gehen. In der großen Stadt Johannesburg waren sie so verwegend, daß sie sogar über den Marktplatz krochen. In Natal war die Plage diesmal besonders stark. Ein Farmer beklagte sich, daß seine Kühe nur noch halb so viel Milch gaben, nachdem die Raupen die Weide abge-



Jesus im Tempel. Von A. Schramm.

Mit Genehmigung von F. C. Wachsuth in Leipzig.

fressen hatten. Einem anderen Farmer nicht weit von unserer Station wurden in einer Nacht drei acres Mais gänzlich abgefressen. Große Flächen Mais und andere Kulturpflanzen wurden an vielen Orten durch dieses entsetzliche Insekt total vernichtet. Die Lieblingsnahrung dieser Insekten ist jedoch das Gras, wovon ich mich selbst in einem schlecht gepflegten Erbjenfeld überzeugen konnte; das Gras war sorgfältig herausgefressen, während die Erbjenpflanzen unberührt blieben. Wo diese Raupen hinkommen, ist der ganze Boden dicht bedeckt, sodaß man nirgends den Fuß hinsetzen kann, ohne eine Menge von diesem Ungeziefer zu zertreten. Im Kampfe gegen diese

Best steht der Mensch ziemlich ratlos da; die empfohlenen Bekämpfungsmittel sind meistens nur für kleine Flächen anwendbar. Die südafrikanische Zeitung „Volkskrust“ berichtete unter anderem Folgendes: Eine Armee von Raupen zog dieser Tage durch die Gegend, auf ihrem Wege alles zerstörend. Unter dem Mikroskop sind diese Insekten reizend liebliche Tiere, glänzend schwarz und weißlich gestreift. Die Feldfrüchte wurden stark beschädigt, besonders „Tass“ (eine kultivierte Grasart). An den Eukalyptusbäumen wurden die Blätter abgefressen. Angesichts der drohenden Gefahr griffen verschiedene Farmer schnell zur Mähmaschine und schnitten Tass und andere Futterpflanzen nieder und schafften sie nach Hause. Auf einer Farm wurde ein 60 acres großes Feld mit Tass völlig abgefressen. . . . Die Straße war schwarz von Raupen, die auch die Felder zu beiden Seiten der Straße noch bedeckten. Eines Morgens machte sich noch eine andere Plage bemerkbar: Millionen von Motten waren überall zu sehen. Die Eingeborenen setzten sie auf den Straßen zusammen und schaufelten sie in Karren. Die Motten drangen auch in die Häuser ein und lagen einen Zoll hoch über den Möbeln und auf dem Fußboden.“

Zur Abwendung dieser Gottesgeißel und zur Erleichterung des so notwendigen Regens hielt man in Centocow am Sonntage Septuagesima unter zahlreicher Beteiligung von Christen und Heiden eine Bittprozession ab. Der Himmel erhöhte gnädig das innige Flehen. Die Raupen verschwanden und fruchtbarer Regen erfrischte das ausgetrocknete Erdreich.

### Nachrichten von der Missionsstation Reichenau.

Von P. Sixtus Wittkeind, C. M. M.

Reichenau, die älteste Filiale von Mariannahill, war im Anfange eine vielversprechende Missions-Station, da viele Kaffern in der Umgebung wohnten. Aber das sollte nicht so bleiben. Das Land wurde bald in Farmen aufgeteilt und der Häuptling „Sakahedwa“ zog mit dem größten Teile seiner Leute fort. So blieb, außer den Leuten auf dem Missionsland, nur ein kleiner Teil zurück, nämlich solche, die auf den Farmen im Dienste der Eigentümer beschäftigt sind. Das war für die Reichenauer-Mission und Schule ein sehr großer Nachteil. In letzterer waren infolgedessen Jahre lang nur 60—70 Kinder. In den letzten 10 Jahren ist die Schülerzahl auf 110—120 gestiegen. Heute erfreut sich die Schule auch eines guten Rufes bei der Regierung, die sich sehr lobend über ihre Leistungen ausspricht und folglich auch beim Volk. Es waren auch immer eine Anzahl von Kindern von den Locationen (für Ansiedlung von Kaffern reservierte Bezirke) in der Schule. Durch die eben genannte Auswanderung des größten Teiles der schwarzen Bevölkerung, wurde Reichenau ganz und gar isoliert und nach allen Seiten von Farmen eingeschlossen, so daß man, um zu den Locationen zu kommen, mindestens 12 Meilen reiten muß.

Das erschwert die Missionsarbeit ungemein und ein schwächlicher Missionar braucht da überhaupt nicht anzufangen. Selbstverständlich kann die weite Entfernung vom Missionsgebiet für den Missionar kein Grund sein, seine Tätigkeit auf das der Mission gehörende Land und seine Leute zu beschränken. Schon mein Vorgänger, Rev. P. Apollinaris Schwammberger, hatte daher auswärtige Missionen angefangen, bei einem Farmer, der hart an der Grenze einer Location wohnt, im Jahre 1905 ein kleines Grundstück gepachtet und darauf eine

Außenstation „St. Emanuel“ errichtet. Dort war seitdem fast jeden Sonntag Gottesdienst und Predigt; seit einem Jahre ist auch eine Tageschule dort, die aber nur mit großer Selbstverleugnung der Lehrerin bestehen kann wegen der Unregelmäßigkeit im Schulbesuch; allerdings haben sich die Eltern jetzt endlich entschlossen, die Kinder zur Schule gehen zu lassen. Gegenwärtig besuchen 32 Kinder ziemlich regelmäßig die Schule. Vor etwa zwei Monaten habe ich neben dem Wohnhaus einen Brunnen graben lassen, weil auf dem Platz selbst kein Wasser ist. Auf zirka 40 Fuß Tiefe ist Wasser gekommen, das den Bedarf bis jetzt völlig deckt. Das Wasser scheint sehr gesund zu sein, hat aber milchige Farbe. Die Erdbarten, welche aus der Grube zu Tage gefördert wurden, sind sehr zart und vielartig. Um damit zu tüncchen, braucht man sie bloß mit Wasser anzurühren.

Der Friedhof von St. Emanuel hat schon über 200 Gräber. Daß ein solcher da ist, habe ich der übergroßen Freundlichkeit und Großmütigkeit des Farmeigentümers zu verdanken. Auf einem gepachteten Grundstück nämlich einen Friedhof anlegen, würde unter Umständen feiner erlauben. Man könnte mir einwenden, ob das klug sei, auf einem Grundstück, das bloß auf einige Jahre gepachtet ist, einen Friedhof anzulegen? Ich antworte darauf: „Klug ist es nicht! Aber doch nach meiner Ansicht besser, als die Gräber an hunderten von Plätzen verteilt und der Verunehrung und dem heidnischen Ceremoniell ausgesetzt zu sehen.“ St. Emanuel, als die älteste, nach Süden gelegene Filiale von Reichenau, hat, wenn auch nicht ausgezeichnete, so doch befriedigende Missionsergebnisse aufzuweisen. Die Schule, unter der trefflichen Leitung der Schwester Febronia Ulrich, wird wohl viel dazu beitragen, das ganze Missionsleben in kurzer Zeit sehr zu heben. Gebe das Gott!

Die nächstälteste Filiale ist „St. Salvator“, nordwestlich von Reichenau in einer Entfernung von etwa 13 Meilen gelegen. In dieser Gegend sind auf 30—40 Meilen nur Farmen, somit muß diese Filiale auch auf einer Farm sein. Diese Farm gehört einem alten Ntuta, der, ich weiß nicht wie, dorthin gekommen war und diese Farm gekauft hatte. Dieser gute Mann war froh, einen Weißen zu haben, der, wie er sich ausdrückte, ein Buch für ihn sein sollte, hinter den er sich vor den weißen Nachbarfarmen verstecken könnte, von denen er immer fürchtete, sie möchten ihm die Farm ganz oder teilweise abnehmen. Mit diesem Manne machte ich einen Mietvertrag auf 50 Jahre für eine nominelle Rente von 1 Schilling per Jahr. Die Größe des Grundstückes beträgt 3—4 acres. Das ist sehr billig. Nicht umsonst fragte der Magistrat den Ueberbringer des Schriftstückes vor dem Unterzeichnen zu wiederholten Malen, ob er auch wisse, was in dem Schreiben stehe und auf wieviele Jahre der Kontrakt laufe.

Nachdem der Kontrakt unterzeichnet war, wurde die gepachtete Fläche mit Draht eingezäunt. Sogleich wurde auch mit dem Bau der Kapelle begonnen. Am 26. Dez. 1910 konnte letztere eingeweiht werden und seitdem ist regelmäßig 1—2 mal im Monat Gottesdienst, der vom Missionar gehalten wird, an Sonntagen hält ihn in Abwesenheit des Missionars ein Katechist. Es ist dort auch ein Friedhof bei der Kapelle, der schon viele Gräber aufweist. Die dortige Christen-Gemeinde ist zwar klein, aber doch größer als ich es erwartet hatte. Sie ist solid und hat mir schon viele Freude gemacht, mehr als irgend eine andere Filiale.

Die dritte Filiale von Reichenau ist „St. Stefan“, etwa 12 Meilen weiter westlich hinter St. Salvator gelegen.

Dort wohnten einige Christen unserer Kirche mitten unter Heiden und Protestanten. Diese zerstreuten Schäfelein drangen immer in mich, ihnen eine Kapelle zu

sich auf einen schriftlichen Kontrakt nicht einlassen. Er sagte nämlich, für den Fall, daß er einmal die Farm verkaufen wolle, könnte so ein Kontrakt ein unliebsames



Ein Weihnachtsspiel.

bauen. Das war aber nicht leicht, denn der Farmeigentümer war ein Schwarzer und zwar Protestant. Es war aber in der Nähe eine, einem Engländer, mit Namen Taylor, gehörige Farm. Mit diesem setzte ich mich in Verbindung und er ging darauf ein, mir auf unbestimmte Zeit einige acres zu verpachten. Nur wollte er

Anhängsel sein. Da er sonst ein wohlmeinender Mann war, begnügte ich mich mit mündlichem Kontrakt. Die nominelle Rente war nach Uebereinkunft ein Schilling per Jahr. An einem von Mr. Taylor bestimmten Tage ging ich mit ihm zu der Stelle, wo ich ein Grundstückchen von seiner Farm haben wollte. Es war das am

Füße einer sehr hohen Bergwand. Wir ließen unsere Pferde oben stehen. Mr. Taylor, der von Jugend auf das Klettern gewohnt war, ging in schnellem Tempo den steilen, von hohem Gras bewachsenen Berg hinunter, sich immer an dem Gras von hinten festhaltend. Ich tat ein Gleiches. Der Platz war eine recht wüste, schauerliche Ecke, sehr stark abfallend. Bald hatten wir uns über den Platz geeinigt. Mr. Taylor hat mir bis heute noch keine Schwierigkeit gemacht.

Jetzt aber hieß es, den Bau von St. Stefan, so sollte der Platz heißen, beginnen. Am Feste dieses Heiligen, des 3. Abtes von Citeaux, am 16. Juli 1913, wurde der Platz für die Kapelle geebnet, wobei mir Br. Melchior und zwei unserer Mönche, die für die Ferien nach Reichenau gekommen waren, halfen. Dann begann das Bauen. Es dauerte recht lange, bis einmal die Mauermauern auf halbe Höhe gebracht waren und als sie soweit waren, stockte die Arbeit. Der Arbeiter, welcher den Bau aufführen sollte, hatte den Mut verloren. Ich ging deshalb auf einige Tage hin, ließ einige Burjchen aus der Nachbarschaft rufen, versprach jedem 1 Schilling und begann mit diesen Mäuren zu tragen. Einer der Burjchen mußte die Mäuren stecken, die Anderen halfen mir tragen. Bald hatte der Baumeister vollauf zu tun, die Arbeit gedieh an einem Tag so weit, daß er das Wenige, was noch zu machen war, freudigen Mutes fertig stellte. Jetzt mußte der Dachstuhl herbeigeschafft werden. Es war ein Weg von zirka 30 Meilen und dann blieb erst noch der steile Abstieg. Da der Weg viel zu steil war zum Gehen. — namentlich mit so schwerer Holzlast —, beschloß ich, die betreffenden Holzteile einfach über den Felsenkranz, einige tausend Fuß oberhalb des Bauplatzes, hinab zu stürzen. Das wurde auch ausgeführt. Dann ging Br. Josef, unser Schreinermeister, hin, den Dachstuhl aufzustellen; dann folgte das Decken mit Stroh.

Endlich am 13. November 1913 konnte die Kapelle eingeweiht werden. Die Reichenauer Schulkinder und einige Schwestern waren bei der Feier anwesend. Rev. B. Notker Vorjpel hielt die Festpredigt und den Festgottesdienst. Er bemerkte nach dem Gottesdienst, daß der aus der Sakristei kommende Duft ihm die Andacht gestört habe. Die Sakristei mußte nämlich an dem Tage wegen Mangel an Raum als Küche dienen. — Die Feier verlief recht erbaulich und alle Teilnehmer gingen vergnügt nach Hause. Nach einiger Zeit wollte es mich fast reuen, joviele Mühe und Schweiß für die neue Station geopfert zu haben. Aus meinen Notizen ersehe ich, daß ich am 10. Januar 1914 Mutterjelesenallein dort die hl. Messe gelesen habe. Auch nachher waren öfters kaum ein halbes Duzend Leute bei der hl. Messe und diese Messe zu lesen, mußte ich einen Weg von 25 Meilen machen. Nun, Gott sei Dank, heute ist die Sache anders. Eine Schar junger Christen füllt die halbe Kapelle und die andere Hälfte ist mit Katechumenen und Heiden angefüllt. Seitdem ich regelmäßig einen schwarzen Katechisten hinschicken konnte, ist ein ganz anderes Leben in St. Stefan. Voriges Jahr, im Mai, wurde auch eine Schule dort eröffnet, die am Schlusse des Jahres 25 Kinder zählte. Ich habe jetzt große Hoffnung, daß die auf St. Stephan verwendete Mühe sich reichlich lohnen werde, was zum Teil schon geschehen ist.

Meine Gedanken waren schon seit Jahren immer auf die östlich und nord-östlich liegende Location gerichtet, wo ich nur Katechistenstellen, aber keine Kapellen hatte. Ich überlegte immer, wie ich es anstellen sollte, da einen Platz zu erobern; das ist nämlich für uns Katholiken schwerer als für die anderen Konfessionen. Ich entschloß

mich endlich anfangs 1913, einmal eine Eingabe an die Regierung zu machen, um 2 Plätze zu erhalten. Ich erhielt als Antwort ein Formular zugesandt mit der Weisung, die verschiedenen, diesbezüglichen Angaben zu machen. Ich schickte das Formular der Regierung zurück und dann war alles still. Der Magistrat Mr. Clark war sehr zuvorkommend und hatte mein Gesuch empfohlen. Er sagte mir auch einmal ganz offen, daß er unsere Schulen denen aller anderen Konfessionen vorziehe, weil wir etwas leisteten.

Die Gewährung der erbetenen Plätze wurde verzögert, weil unser drei Bewerber waren, die auf dem beschränkten Terrain eine Kapelle resp. Schule haben wollten. Einer war von der Scotch Free Church, ein anderer von den Wesleyanern und der dritte war ich. Als der wesleyanische Bewerber, der Prediger von Tzopo war, etwa 40 Meilen weit hergekommen war, um seinen Platz zu bezeichnen, fand er, daß er von seinem schwarzen Katecheten nicht der Wahrheit gemäß unterrichtet worden war. Es zeigte sich, daß der Leute so wenige waren, daß es sich für ihn nicht lohnte, eine Kapelle zu errichten. Als nun noch der Herr von der Scotch Free Church ihm versicherte, daß er als Nachbar diese paar Schäflein übernehmen wolle, war er zufrieden und zog seine Petition zurück. Das hatte zur Folge, daß ich eines Tages, gelegentlich eines Besuches beim Magistrat, von dessen Frau hörte, es sei ein günstiges Schreiben gekommen und sie glaube, daß nichts mehr im Wege stehe, mit dem Bauen zu beginnen. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Der Magistrat hatte mich einige Zeit vorher eingeladen, in der Gegend, wo ich eine Kapelle wünschte, mit ihm einen Platz auszuwählen. Am festgesetzten Tage trafen wir uns in der Nähe eines Stores an der Landstraße und ritten dann miteinander hinein in die Location. Er deutete auf einmal auf einen terrassenförmigen Hügel und sagte: „Wie wäre dieser Platz da auf dem breiten Hügel?“ „Ausgezeichnet!“ erwiderte ich. Wir ritten hin zu dem Hügel und fanden, daß es wirklich ein prächtiger Ort für eine kleine Missionsstation sei. Die Wahl war gut ausgefallen und wir gingen beide vergnügt nach Hause. Auf die eben erwähnte Aussage der Frau des Magistrats hin fing ich gleich, am 16. Oktober 1913, damit an, daß ich zunächst den Platz provisorisch aussteckte. Am 23. ging Br. Josef hin, um die Kapelle auszustechen und am 27. begann die nähere Vorbereitung zum Bauen, die darin bestand, daß die für die Pfosten bestimmten Löcher gegraben wurden. Das war keine kleine Arbeit; denn jedes Loch mußte in dem steinigigen Boden, der eine einzige, allerdings weiche Steinmasse bildete, ausgemeißelt werden. Langsam nur ging diese Arbeit voran. Unterdessen wurden die für die Pfosten und für den Dachstuhl bestimmten Bäume in unserem selbstgepflanzten Walde gefällt und zugerichtet und das notwendige Stroh geschnitten. Sobald die Pfosten alle standen und der Dachstuhl darauf gesetzt war, wurde gleich gedeckt. Ich hatte meine helle Freude, weil alles so voran ging und Hoffnung war, bis Weihnachten Kirchweih halten zu können. Da — auf einmal, als auch das Flechtwerk der Wände beinahe fertig war, kommt ein Brief vom Magistrat, ich soll an dem und dem Tag zur Location kommen wegen des Baues. Da ich selber an dem Tag verhindert war, schickte ich Br. Zintan, unsern Schaffner, hin. Als er dort ankam, ging der Herr, den er dort vorfand, mit ihm zu dem Platz und suchte ihm klar zu machen, daß der Bau an der unrichtigen Stelle stehe. Der Bauplatz sei zu nahe jenem Orte, der dem Herrn von der Scotch-Kirche angewiesen sei. Er sagte

darauf ganz bestimmt, daß jede Arbeit bis auf weiteres eingestellt werden müsse. Vermessungen wurden nun vorgenommen; als Ergebnis wurde mir mitgeteilt, daß ich meinen Bauplatz etwa 1½ bis 2 Meilen verschieben müsse. Das war eine sehr unerquickliche Geschichte, denn dadurch wären wir bis auf die Grenze der Location verdrängt worden, auf einen sehr ungünstigen Platz außerhalb des Missionszentrums. Aber zum Glück war Rev. Moodie, so hieß der Herr, dem die protestantische Schule gehörte, mit seinem Bauplatz auch nicht zufrieden; er wäre gern einige Meilen von dem ihm angewiesenen Platz weg gewesen. Er machte eine diesbezügliche Eingabe bei der Regierung und wartete lange Zeit auf Antwort. Er kam unterdessen wie gewöhnlich öfters an Reichenau vorbei und spannte regelmäßig für 1 oder 2 Stunden aus. Jedesmal war meine wichtigste Sache, zu fragen, ob noch keine Antwort von der Regierung da sei. Aber immer erhielt ich dieselbe verneinende Antwort. Schließlich sagte er mir eines Tages: „Jetzt bin ich des Wartens müde! Ich bekomme keine Antwort; meine Leute drängen mich zum Bau; sie sagen, das Baumaterial geht bei dem langen Liegen zugrunde; ich will jetzt zu bauen anfangen; denn ich habe ja längst Erlaubnis für diesen Platz. Ich habe schon angefangen, das Baumaterial zu transportieren.“ Das war freilich für mich eine nieder-schmetternde Nachricht. Also sollte ich verurteilt sein, entweder ganz aus der Location oder auf die Grenze derselben verdrängt zu werden. Ueberdies sollte ich das mit vieler Mühe schon halb errichtete Gebäude wieder abbrechen. Das wollte ich um keinen Preis; denn schon viele Jahre hätte ich nur zu gerne dort ein eigenes Plätzchen gehabt. Ich sagte mich und sagte zu Herrn Moodie: „Bitte, Herr Moodie, wollen Sie mir nicht den Gefallen tun und noch ein wenig zuwarten; vielleicht kommt doch bald gute Nachricht.“ „Aber meine Bretter, Blech und Stroh gehen mir zu Grunde“, entgegnete er. „O da will ich schon helfen“, sagte ich, „wenn Sie einverstanden sind, schicke ich jemand an die Stelle, wo Sie bauen wollen und lasse von Ihrem Blech ein Schutzbach herstellen, unter welchem das übrige Material untergebracht werden kann.“ Herr Moodie mußte meine Beistützung bemerkt haben; denn er war gleich bereit, auf meinen Vorschlag einzugehen und am nächsten Tag wurde er ausgeführt. Herr Moodie wartete und wartete wieder, bis er eines Tages die erwünschte Zusage erhielt. Alles war schon halb gerettet. Unterdessen brach der Krieg aus; aus diesem Grunde wurde uns Ausländern mitgeteilt, daß wir für die Zeit des Krieges keine Petitionen für Bauplätze in der Location einreichen dürften. Das benahm mir fast alle Hoffnung, meine 2 Bauplätze, um die ich unter den Namen „St. Josef“ und „St. Anton“ angekommen war, zu erhalten. Da blieb nichts mehr übrig, als zu warten und zu beten. Und ganz wider Erwarten geschah das Unglaubliche. Eines Tages, es war gegen Ende August 1915, befand ich mich bei einem Nachbarnfarmer, der mir schon manchen Dienst geleistet hat, auf Besuch. Auf einmal fährt eine Kutsche mit 3 Pferden vor und ihr entsteigt Mr. Clark, unser Magistrat. Er hielt sich nicht lange auf; nachdem er eine Tasse Tee genommen hatte, schickte er sich zur Heimreise an. Er war irgendwo in Amtsgeschäften gewesen. Auch ich wollte nach Hause und ließ meinen Einspänner von dem mich begleitenden Burischen anspannen. Mr. Clark lud mich ein, in seiner Kutsche Platz zu nehmen. Ich lehnte dankend ab und sagte: „Wer soll mein Gefährt übernehmen; denn mein Burische reitet?“ „O“, sagte er,

„lassen Sie meinen Polizisten das Pferd führen und Ihrem Burischen geben Sie die Trap, dann geht's“. Ich folgte seiner Einladung und stieg in meine Kutsche. Auf dem Weg nun jagte er zu mir: „Ich habe etwas erfreuliches für Sie. Die Urkunde für die Besignahme der 2 Plätze „St. Anton“ und „St. Josef“ ist angekommen. Haben Sie meinen Brief nicht erhalten? Ich habe geschrieben, Sie möchten mir 2 Schilling Stempelgebühr dafür schicken“. Das war aber einmal eine Nachricht! Ich wußte gar nicht, was ich sagen sollte. In dieser kritischen Zeit unter solchen Verhältnissen! — Waren doch erst vor kurzer Zeit, am 22. Mai nämlich, alle männlichen Mitglieder unserer Station benachrichtigt worden, sich für die Internierung bereit zu halten. Es kam aber nie dazu. „Aber so eine freudige Nachricht“, sagte ich zum H. Magistrat, „habe ich kaum bekommen, seit ich in Afrika bin“. Wir fuhren noch einige Meilen weiter miteinander, bis zum nächsten Farmer, wo der Magistrat einkehrte, um dort zu übernachten. Ich befand mich natürlich in einer sehr gehobenen Stimmung und rief gleich nach meiner Ankunft zu Hause Br. Josef, den Schreinermeister, um ihm zu sagen, er möge sofort für die Vollendung der St. Antonius-Kapelle Sorge tragen. Das war aber keine leichte Arbeit. Der Bau bestand, wie schon oben gesagt, nur aus Säulen, die einige Fuß tief in den Boden verankert waren und aus einem Strohdach. Beinahe 2 Jahre war alles so gestanden und während dieser Zeit kam ein sehr starker Schneefall. Der Schnee lagerte sich in großen Massen auf das Strohdach und die furchtbare Last drückte derart, daß die Säulen alle nach außen wichen. Wäre nicht jedes Loch für die Säulen in dem Steinboden ausgemeißelt gewesen, der Bau hätte unbedingt einstürzen müssen. Jetzt galt es, die Wände des Baues wieder gerade richten, was nur durch Hebung des Dachstuhles geschehen konnte. Br. Josef bezog sich sogleich dorthin. Er nahm eine Winde mit sich, ferner 6 Säulen, die inwendig fürs Dach notwendig geworden waren und Draht zur Verbindung der Wände miteinander; auch einige starke Leute begleiteten ihn. Seine Arbeit gelang ihm vorzüglich und jetzt konnte man zum Ausfüllen der Wände usw. übergehen. Aber das Wasser fehlte noch. Am 24. Dez. ging ich hin, um einen kleinen Graben auszustechen, der das Wasser einer Quelle aus der Nähe zum Bauplatz bringen sollte. Die Schwarzen schüttelten den Kopf und sagten, das sei vergeblich, nie werde das Wasser zum Platze kommen. Aber es ist gekommen und es verjagt auch in der trockensten Zeit nicht. Es fließt in einer Entfernung von 10 Schritten an der Kapelle vorbei. Bei der großen Entfernung von Reichenau und dem schlechten Material zum Verputzen, wie wir es an Ort und Stelle vorfanden, ging die Fertigstellung nur langsam vor sich. Doch konnte ich die Einweihung der Kapelle auf den 2. Mai 1916 festsetzen. Jetzt war die Frage, soll man es als Ausländer überhaupt wagen dürfen, in dieser Zeit eine feierliche, öffentliche Einweihung vorzunehmen? Da der Magistrat öfters auf seinen Reisen zu uns auf die Station kam, trug ich ihm meine diesbezüglichen Bedenken vor. „Wozu denn da Bedenken tragen“, fragte er. „Halten Sie ruhig die Feier mit Ihren Leuten, wie Sie wollen; ich weiß von der Sache, das genügt; es wird niemand einen Verdacht haben“. Darauf machte ich den Tag der Einweihung der Kapelle bekannt und lud den Intos (Hauptling) der Kaffern und die Leute der Umgebung zur Feier ein. Letztere sollten aber auch beisteuern und Essen mitbringen, was sie auch taten. Am festgesetzten Tage zogen nun die Schule und junge Leute, die zum Schulchor ge-

hörten (Tenor und Baß), sowie Brüder und Schwestern hinunter nach St. Anton. Es hatte sich eine große Menge Volkes eingefunden. Zuerst nahm ich die Benediktion der Kapelle vor; gegen halb 11 Uhr begann die hl. Messe, während welcher vierstimmige Lieder gesungen wurden. Nach derselben war Pause und Frühstück für mich. Kurz darauf fand die Predigt statt; dann hielten auch die Katechisten Ansprachen an das Volk. Darauf folgte das Mittagmahl. Der Häuptling und seine Minister hatten einen großen Appetit mitgebracht; sie interessierten sich deshalb sehr für Fleisch und Kaffernbier. Wir, die von Reichenau gekommen waren, konnten uns nicht lange aufhalten, sondern mußten gegen 3 Uhr aufbrechen, um noch vor Einbruch der Nacht mit den schweren Wägen heimzukommen. Seitdem ist in St. Anton jede 2. oder 3. Woche hl. Messe usw.; jeden Sonntag und Dienstag Unterricht und Gottesdienst durch den Katechisten. Am 8. August 1916 wurde dort auch eine Schule eröffnet, die aber bis heute mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, da die Leute sehr hart sind und wenig Interesse zeigen für Schulwesen. Da heißt es Geduld haben und zum Kirchenpatron St. Antonius beten, damit auch diese Schwierigkeiten allmählich verschwinden und die Schule das werde, was sie sein soll, nämlich ein mächtiges Förderungsmittel zur Befehrung der Seelen. Die Schule zählt 25 Kinder.

„St. Josef“ ist die letzte bisher gegründete Außenstation von Reichenau. Wie für St. Anton, so wurde auch für St. Josef der Platz vom Magistrat und von mir schon 1913 an einem dazu bestimmten Tage ausgesucht. An diesem Tage war auch der Bezirkshauptling mit seinen Räten erschienen, jedenfalls vom Magistrat gerufen. Als nun am 29. Juli 1915 die Genehmigung ankam, ging ich bald nachher, am 2. August nämlich, dorthin, um den Platz abzugrenzen und die Baustelle für die Kapelle näher zu bezeichnen. Als dieses geschehen war, schaute ich mich gründlich nach Wasser um. Ich hatte zwar schon vorher so im Vorübergehen in einer Schlucht ein kleines Wasserlein gesehen und machte mir deshalb wenig Sorge wegen der Versorgung der Station mit Wasser. Jetzt aber fand ich bei genauerem Nachsehen, daß das Wasser ichmußig sei, schwach fließe und überhaupt im Winter verfriege. Das erfüllte mich mit banger Sorge, denn weit und breit war sonst kein Wasser zu finden, das ich hätte herleiten können. Bald war ich entschlossen, den Platz ganz aufzugeben; ich suchte einen anderen, wo in nächster Nähe eine starke Quelle aus dem Boden hervorquoll. Darauf bat ich den Magistrat, den neugewählten Platz gut zu heißen, was er auch tat. Hierauf steckte ich die St. Josefskapelle aus und der Rajenbau wurde begonnen. Es kostete auch hier manchen Kummer, Verdruß und Schweiß, da persönliches Eingreifen hie und da bei der Arbeit notwendig wurde, damit das Baumaterial, welches von weither zugefahren resp. getragen werden mußte, an Ort und Stelle kam.

Endlich aber kam mit dem 19. September der Tag der Einweihung. Dieser verlief in ähnlicher Weise wie bei den anderen Kapellen. Es ist auch dort jetzt eine Tageschule, die gegenwärtig von 35 Kindern besucht wird. Hier, wie in St. Anton, ist ein spezielles Schulhaus im Bau begriffen, da es sich nicht empfiehlt, Schule zu halten in einer Kapelle, wo auch hl. Messe gelesen wird. Es ist nicht möglich, den Kindern die notwendige Ehrfurcht bei dem Gottesdienst beizubringen, wenn ein und dasselbe Haus bald Kirche bald Schule ist. Es ist schon leichter, etwas zu bauen, weil die Schwarzen sich doch allmählich etwas williger zum Mithelfen herbeilassen.

Die geneigten Leser ersehen aus dem hier Gesagten, daß die Mission hier bei uns durch den Krieg keine Einbuße erlitten hat. Sie ist stetig vorangeschritten.

Beim Beginn des Krieges war die letzte Nummer im Taufbuch 1700 und heute 2755. Im Totenbuch war damals die letzte Nummer 629, jetzt 1106.

Wir haben uns wenig zu beklagen gehabt über die Behandlung von seiten der Regierung während des Krieges. Freilich durften wir nicht aus dem Magistratsbezirk heraus ohne schriftliche Erlaubnis. Auch monatliche Meldung beim Magistrat, späterhin bei einem Nachbarfarmer, war uns vorgeschrieben.

Im Uebrigen war die Missionstätigkeit in keiner Weise beschränkt. Es sei hier noch gestattet, zu bemerken, daß die Natal Agrikultur Union während der Kriegszeit unserer Mission Reichenau zweimal den 2. Preis (jedesmal im Betrag von 400 Mark) für Baumpflanzungen zuerkannt hat. Den Betrag erhielt ich auch wirklich zugesandt. Preisrichter war Hr. J. E. Henkel.

### Gottseliger Tod einer schwarzen Herz Jesu-Verehrerin.

Von Br. Adrian Pellazino, C. M. M.

Wo immer unsere hl. Religion Wurzeln faßt, findet der göttliche Heiland treue Seelen, die sich in ganz besonderer Weise zu ihm im allerheiligsten Altarssakramente hingezogen fühlen. So eine bevorzugte Seele war unsere Viktoria.

Als erwachsenes Mädchen war sie auf unsere Missionsstation Centocow gekommen. Dem göttlichen Heilande, dem sie sich besonders geweiht hatte, diente sie hier 26 Jahre im jungfräulichen Stande. Von allen auf der Station wurde sie sehr geachtet wegen des schönen Beispiels, das sie allezeit gab, wegen ihrer innigen Frömmigkeit und wegen ihrer musterhaften Berufstreue. Sie war immer in das Gebet vertieft; auch bei der Arbeit, die sie stets zur vollen Zufriedenheit verrichtete, bewahrte sie immer die Sammlung. Eine ganz besondere Liebe trug sie zum göttlichen Herzen Jesu. Soweit ihre Berufspflichten ihr es gestatteten, war sie fast immer — sei es am Morgen oder am späten Abend, bis die Kirche geschlossen wurde — vor dem allerheiligsten Sakramente in der Kirche auf den Knien. Als besondere Gnade erflachte sie sich vom göttlichen Heilande, er möchte sie an einem Herz Jesu-Freitage sterben lassen. Ende des Jahres 1918 erkrankte sie plötzlich und schon nach dreitägiger Krankheit starb sie wohl vorbereitet an Herzlähmung am Herz Jesu-Freitag des Monats Dezember. Ihr Tod war so friedlich und so sanft, wie ihr ganzes Leben. Bei ihr zeigte sich so recht, daß ein tugendhaftes Leben die beste Vorbereitung auf einen guten Tod ist. Ein frommer Schriftsteller sagt: „Gewissenhafte Menschen schlafen im Tode ein wie Kinder, die sich müde gelaufen haben, auf den Armen der Mutter einschlummern.“ Welch edle Seele in ihr wohnte, das sieht man daraus, daß sie sich noch kurz vor dem Tode angeboten hatte, eine in Todesnöten liegende, verlassene Greisin zu pflegen. Diese ging aber noch einen Tag vor Viktoria in ein besseres Jenseits hinüber.

Ihr edler Charakter kam auch damals, als die vor Jahren verstorbene langjährige Vorsteherin des Marienhauses, Schw. Coletta, schwer erkrankt darniederlag, schön zum Ausdruck. Schw. Engelberta berichtete seinerzeit über die Treue und Anhänglichkeit der Marienhäusmädchen und über die opferwillige Liebe derselben gegen

ihre kranke Vorsteherin und sie fährt dann fort: „Vor allem ist es Viktoria, ein Mädchen, das schon seit Bestehen des Marienhauses dasselbe bewohnt. Sie hatte sich schon bei ihrer Taufe vorgenommen, im jungfräulichen Stande zu bleiben, hat alle Anträge standhaft ausgeschlagen und lebt nur für Gott und die allerheiligste Jungfrau Maria, deren treueste Verehrerin sie stets war und ist. Morgens um drei Uhr ist sie schon knieend vor ihrem Bette zu finden und des Abends ist sie die Letzte, welche die Ruhe aufsucht. Immer heiter, voll Gottvertrauen, scheint sie ihre Jugend und Kindlichkeit trotz der Jahre nicht abzulegen. Als nun ihre geliebte Mutter, Schm. Coletta, so schwer leidend wurde, da kannte ihr Gebetseifer keine Grenzen mehr; bis fast Mitternacht kniete sie vor ihrem Lager und beim ersten Sahnenruf war Viktoria schon wieder auf den Knien. Fasten, Wachen, Beten unzählige Novenen, alles opferte sie auf für die teuere Kranke. Rührend war es zu sehen, wie sich das gute, treue Mädchen abmühte, selbst ein Heilmittel herauszufinden. Sie setzte sich mit drei der berühmtesten Rasserndoktoren in Verbindung, welche bereits als gute Christen mit ehemaligen Mädchen des Marienhauses verheiratet waren. Voll Vertrauen lief Viktoria mit dem Heilkraut zum Priester, ließ es segnen, eilte dann noch zu den Stufen des Tabernakels und flehte zum Herrn um Hilfe. Sie veranstaltete unter mehreren ihrer gleichgesinnten Marienhausmädchen Privatandachten und veranlaßte sie am Schlusse derselben zum gemeinsamen Empfang der hl. Sakramente. . . .“ Am Nachmittage ihres Todestages wurde Viktoria unter großer Beteiligung der schwarzen Christen beerdigt. Neben der Leiche trug die treue Freundin der Verstorbenen, Emmerentia, das Grabkreuz. Als Zeichen der Hoffnung, daß das, was hier in Verweslichkeit gesät wurde, einst in ewiger Herrlichkeit wieder erstehen werde, steht dieses Kreuz auf ihrem Grabeshügel.

Wie lieb man Viktoria hatte, zeigt der Umstand, daß ihre Freundinnen die Sparpfennige zusammenstewerten, um für die teuere Verstorbene 20 hl. Messen lesen zu lassen.

Möge das göttliche Herz Jesu seiner frommen Verehrerin den Frieden des Himmels geben und möge die Verstorbene in der Ewigkeit drüben ihren noch heidnischen schwarzen Volksgenossen das Licht des hl. Glaubens und die Gnade eines guten Willens erbitten.

### Der Schlangendoktor.

Von P. Sixtus Wittkeind, C. M. M.

Vor einigen Jahren lernte ich einen Mann kennen, von dem man allgemein behauptete, er trage immer Schlangen mit sich auf seinen Reisen. Samuel, so hieß der Mann, kam nun eines Tages zu mir wegen seiner Kinder, die in der hiesigen Schule lernten. Da frug ich ihn, ob es wahr sei, was die Leute von ihm sagten. Er antwortete ganz ungeniert: ja, das ist so, und fragte mich gleich, ob ich mich selbst überzeugen wolle. Als ich dies bejahte, bestimmte er gleich einen Tag, an welchem er zu mir mit einer giftigen Schlange kommen wolle. Er fügte noch bei, daß er nur die eine bei sich führe, er habe aber zu Hause noch verschiedene andere Sorten, jede mit einer Portion Junge. Am bestimmten Tage nun erschien Samuel mit einem etwa 30 Zentimeter langen Beutel, hockte sich auf den Boden, griff in den Beutel, packte die Schlange und legte sie auf den Boden. Es war gerade um die Mittagszeit; die meisten unserer Brüder, sowie Schulknaben und Mädchen standen im Kreise herum. Die Schlange, aus ihrem Dunkel heraus-

gerissen, konnte im grellen Sonnenlicht ihre Augen nicht recht offen halten und schien ziemlich böse zu sein. Ihr Gebieter beschwichtigte sie durch Murmeln von unverständlichen Worten und durch Handbewegungen. Sie froh einige Zeit herum und unterdessen erzählte uns der Mann, wie zahm und ungefährlich die Schlangen seien. „Meine Kinder“, sagte er, „auch die da,“ auf seine Tochter deutend, „haben oft damit gespielt zu Hause, sie angefaßt, ja sogar nach Kinderart zum Munde geführt; nur durften sie dieselben nicht hart behandeln.“ Er erzählte auch, auf welche Weise er Schlangen fange, wenn er welche brauche. „Ich gehe“, sagte er, „an einen Ort, wo Schlangen sind und sobald ich eine erblicke, gehe ich nahe zu ihr hin, schaue ihr fest in die Augen, dann nehme ich sie einfach und stecke sie in meinen Sack.“ Auch sprach er von seiner Heilmethode bei seinen Patienten und wie er es herausfinde, welche Medizinen er anzuwenden habe. „Ich frage nur meine Schlangen“, redete er weiter, „und diese geben mir Antwort mit ihrer Zunge. Macht sie ihre Zungenbewegungen nicht deutlich genug, dann sage ich nur, ich verstehe dich nicht und sie wiederholen ihre Antwort so oft, bis ich sie verstanden habe.“ Ich wurde etwas stuzig auf diese Bemerkung hin und fragte, wo er diese Schlangensprache erlernt habe. „Ein großer Doktor droben im Basutoland hat mich als junger Mann unterrichtet“, war die Antwort.

Als er gehen wollte, packte er seine Schlange unterhalb des Kopfes, steckte dieselbe in den Beutel, schob den übrigen Teil nach und band den Beutel zu. Ehe er Abschied nahm, versprach er mir, wenn der Krieg vorüber sei, mir eine Schlange zu bringen, schön und sicher verpackt in einem Kistchen und Futter dazu, damit ich meinen Angehörigen in Europa damit eine Freude machen könne. Er versicherte, sie wird wohl erhalten drüben ankommen. Darauf erzählte er mir, als wir allein waren, noch eine drollige Geschichte. „Schau“, sagte er, „ich reise nie mit einem Paß, ich brauche keinen, die Schlangen sind mein Paß. Vor Jahren wurde ich einmal zu einem Kranken in der Nähe von Tzopo gerufen. Ich begab mich dorthin. Man muß mich beim Magistrat verdächtigt und verklagt haben, denn eines Abends spät kommen mehrere Polizisten, mich zum Gericht abzuführen unter dem Vorwande, ich hätte keinen Paß. Ich machte mich auf, nahm meine mit Schlangen gefüllten Beutel und ging mit den Polizisten nach Tzopo. Am nächsten Morgen wurde ich gleich vorgeführt. Der Herr Magistrat herrschte mich an, wo ich meinen Paß hätte. Ich deutete auf meine Schlangen und sagte, hier ist mein Paß, sonst habe ich keinen. Das reizte ihn und wir kamen scharf hintereinander. Schließlich wollte er sehen, ob ich denn wirklich Schlangen in den Beuteln habe und forderte mich auf, einen Beutel zu öffnen. Ich öffnete einen der Beutel und ließ die Schlangen heraus auf den Boden. Etwas verblüfft fragte der Magistrat, ob die Schlangen noch ihre Giftzähne hätten. Freilich haben sie ihre Giftzähne, antwortete ich. Darauf wollte er auch noch sehen, was in dem andern Beutel sei. Ich öffnete auch diesen und die Schlangen schlüpfen heraus, schlangen sich um meinen Körper und meine Arme und Beine; eine wand sich um meinen Hals, schwang sich über meinen Kopf und streckte die Zunge aus ihrem Rachen hervor. Mit Entsetzen schauten der Magistrat und seine Schreiber und Gerichtsdiener diesem Schauspiel zu und da die anderen Schlangen auch am Boden herumkrochen, ergriff alle Anwesenden mit einem Schlage ein panischer

Schrecken. Sie stoben auseinander, die einen eilten der Türe, die andern den Fenstern zu und im Nu war ich allein im Gerichtssaal. Es war köstlich! Mit größ-

ter Genugtuung jammelte ich, während die Herren bei den Fenstern hereinklugten, meine Schlangen und schob sie in ihre Säde. Ich war der Herr der Situation.

# Kleine Missionsnachrichten.

**Mariannahill:** Am 7. 10. 19 traten P. Al-berich Reinhard, ein Schweizer und zwei Brüder, Theophilus und Basilus, die Reise nach Rhodesia an, um P. Ignatius Krauspenhaar, der bereits am 26. August 1919 dorthin hatte zurückkehren dürfen, in der solange verwaisten Mission zu unterstützen. Am Abend vor ihrer Abreise traf noch das Telegramm von der schweren Erkrankung des P. Ignatius ein. Kurz nach ihrer Abreise traf die telegraphische Kunde ein, daß P. Ignatius gestorben sei.

Am Schlusse des im vorigen Jahre in Mariannahill abgehaltenen Winterkurses für eingeborene Lehrer, an dem etwa 200 schwarze Lehrer teilnahmen, kamen von Mr. C. L. Loram, dem Hauptinspektor für das Erziehungsweesen der Eingeborenen, drei Dankschreiben an den Hochwürdigsten Herrn Abt, in denen er für die freundliche Aufnahme und für die ausgezeichneten Vorträge, die für die Abhaltung des Kurses getroffen worden waren, herzlichst dankt. In dem einen Schreiben sprach er diesen Dank aus im Namen der europäischen Lehrer, die bei dem Kursus die einzelnen Vorträge hielten, in dem zweiten im Namen des Erziehungsministeriums, in dem dritten im Namen der eingebornen Lehrer, die am Kursus teilgenommen hatten.

P. Salejius Esser schreibt unter dem 18. 10. 19: „Der Oberinspektor für das Erziehungsweesen der Eingebornen beabsichtigt neben dem Mariannahiller Lehrerseminar eine Industriehochschule zu eröffnen. In dieser sollen die Leute theoretisch und praktisch zu Lehrern für Handwerkerschulen herangebildet werden. Vorab soll sich der Unterricht auf Holzverarbeitung, Lederverarbeitung und Schneiderei beschränken. Die Studenten des Lehrerseminars und der Industriehochschule haben in allem gemeinsamen Unterricht, nur daß die einen spezielle Stunden für Lehrmethode und die andern für Handwerks- und Geschäftsmethode bekommen. Es zeigt das, daß das Erziehungsministerium großes Vertrauen in unsere Leistungen hat. Das Lehrerseminar hat sich bewährt und Ende letzten Frühling sind alle durchgekommen. Augenblicklich sind in der Vorschule 72, im Seminar 51.

Zur Zeit bauen wir auf dem Hügel oberhalb Mariannahills eine Votivkapelle zu Ehren des heiligsten Herzens Jesu. In gefährvoller und bedrängter Zeitlage hatten wir unter anderem dem heiligsten Herzen Jesu den Bau dieser Kapelle gelobt und da das göttliche Herz Jesu unsere Stationen fast wunderbar beschützt hat, beilehen wir uns, dies unser Versprechen auch einzulösen. Den ersten Anlaß zu unserem Versprechen gab die große Gefahr, daß alle deutschen und österreichischen Ordens-

mitglieder interniert werden sollten. Den zweiten Anlaß gab die noch größere Gefahr, daß die ganze Mission zerstört werden sollte. Drohungen wurden genug ausgestoßen. Als diese große Aufrührbewegung entstand, erhielten wir von Durban aus Nachricht, daß diese Leute auf dem Wege nach Mariannahill seien. Der Herrgott ließ aber verschiedene Hindernisse eintreten und so kamen sie nicht bis hierher. Ich wüßte nicht, wo irgend ein Materialschaden an Missionsgut vorgekommen wäre, obwohl den anderen Deutschen fast alles zerstört wurde. Dank dem göttlichen Herzen Jesu!“

**Mariatrost:** P. Florian Rauch schreibt unter dem 6. 10. 19: „Die Missionstätigkeit hat hier keinen Schaden gelitten und macht recht gute Fortschritte. Wir haben 4 Schulen mit etwa 200 Kindern, 80 davon werden hier auf der Station auch verpflegt. Die andern sind Tageschüler. Es ist hier noch ein junger Priester bei mir, P. Reginald Weinmann. Auch ein schwarzer Priester ist hier.“ P. Eduard Müller. Letzterer hat in Rom an der Propaganda studiert, war 16 Jahre lang krank gewesen; Gott sei Dank ist er jetzt wieder gesund, sodaß er seine priesterlichen Funktionen wieder erfüllen kann. . . .“

**Himmelberg:** P. Notker Vorspel schreibt in einem Brief vom 25. 8. 19: „Ich war 1917 zwei Monate in Pietermaritzburg interniert, wurde aber dann auf Vermögen des Hochwürdigsten Herrn Abtes nach Mariannahill entlassen. . . . Als ich in Mariannahill ein Jahr verweilt hatte, erhielt ich Erlaubnis, eine kleine von den Franziskanern bei Anbruch des Krieges eröffnete Station zu verwalten, 26 engl. Meilen von Eschore, der Hauptstadt von Zululand entfernt. Dort war ein buntes Nationalitätengemisch vorhanden. Die Oberin war eine Kanadierin, die 2. Schwester war eine Deutsch-Ungarin, die 3. eine Römerin, die 4. eine Spanierin; dazu ich als „Sunne“. Ich verlebte dort angenehme 7 Monate, bis ich nach Abschluß des Waffenstillstandes die Erlaubnis erhielt, nach Himmelberg zurückzukehren. Ungefähr 8 Monate bin ich jetzt wieder hier nach rund zweijähriger Abwesenheit. Die Station war zeitweilig verwaist, zu anderer Zeit wurde sie von einem eingebornen Priester versorgt, auch unser P. Chrysostomus war ein halbes Jahr hier. Br. Pirmin durfte nach dem Waffenstillstand noch nicht hierher zurückkehren. Er ist jetzt in Clairvaux. Am 28. Juli 19 trat wieder Bewegungsfreiheit ein. Nun bekam ich Br. Servaz als Gehilfen. . . . Wir müssen schaffen, sorgen und arbeiten, um für uns und unsere Zöglinge Nahrung und Kleidung herbeizuschaffen. . . . Im allgemeinen sind wir noch allimpflich durchgekommen.“



## St. Josef.

Wie die werten Leserinnen und Leser sehen, ist im neuen Jahrgange des Bergheimeinicht dem hl. Josef ein eigenes Plätzchen gewidmet. Das „Josefs-gärtchen“ soll besonders zur Erbauung und zur Unterhaltung dienen. Der hl. Josef ist der große Helfer in aller Not. Noch keiner, der zu ihm in gläubig frommer Gesinnung seine Zuflucht genommen hat, ist unerhört geblieben. Vielleicht weiß manche fromme Leserin und mancher fromme Leser dies aus eigener Erfahrung. Im alten Testamente wird uns erzählt, daß zur Zeit der sieben-jährigen Hungersnot in Ägypten Pharao zu dem hungern- den Volke, das zu ihm kam und um Brot bat, sprach: Gehet zu Josef! Das war jener ägyptische Josef, dessen Lebens- geschichte zu den schönsten Abschnitten der heiligen Schrift zählt. Er hatte in kluger Vorsorge Borräte angehäuft und spendete nun mit vollen Händen an die Hungernden. Dieser ägyptische Josef ist das Vorbild des neutestamentlichen Josef. Auch von diesem gilt das Wort: Gehet zu Josef! Alle Bedrängten und Betrübten, alle für Leib und Seele Hilfe Suchenden finden bei ihm ein edles, hilfsbereites Vater- herz. St. Josef war von Gottes ewiger Vorsehung zum Pflegerater des göttlichen Heilandes auserwählt. Welch ein Herz voll Liebe wird ihm da Gott gegeben haben, da er für die menschengewordene Liebe sorgen sollte. Er sah das Jesu- kind in seiner Armut und Dürftigkeit in der Krippe liegen und sein Herz ward bei diesem Anblicke vom innigsten Mit- leid erfüllt. Sollte da St. Josef nicht auch von Liebe und Erbarmen erfüllt sein für alle jene, die diesem Kinde im Glauben und in der Liebe nahe stehen? Der hl. Josef trug das göttliche Kind, dem die Welt und der Himmel untertan sind und das mit einem Worte Welten schaffen und vernich- ten kann, auf seinen Vaterarmen. Sollte er da nicht durch seine mächtige Fürbitte bei diesem Kinde alles für jene er- langen können, die an dieses holde Kindlein glauben und es liebend verehren? Ein ganz besonderer Helfer und Für- sprecher bei Gott ist aber der hl. Josef jenen, die an dem großen Lebenswerte des Heilandes weiterarbeiten. Jeder Vater freut sich, wenn sein Sohn Großes vollbringt. Des göttlichen Heilandes Lebenswert aber ist: „Ich bin gelom- men, zu suchen und selig zu machen, was verloren war.“ Sein Testament aber bei seinem Scheiden von dieser Welt war: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Völker... und lehret sie alles halten, was ich euch geboten habe.“ Ein ewig fließender Quell der Freude ist es für den Nährvater Jesu, wenn er von des Himmels Höhen aus sieht, wie durch das Welterlösungswerk des göttlichen Heilandes Millionen von unsterblichen Menschenseelen, nach denen der Heiland so sehr verlangt, den Weg zum ewigen Heile finden. Auch der hl. Josef kennt keinen innigeren Wunsch, als den, daß das Reich Gottes komme, wie uns der Heiland tagtäglich im Vater unser beten lehrt. Allen jenen aber, die mithelfen, damit dieses Reich immer mehr und mehr in der Welt sich

ausbreite, gilt seine ganz besondere Vaterliebe und sein ganz besonderer Vatersegen. Der hl. Josef ist darum auch der be- sondere Patron des Missionars, der zu ihm so gerne in allen Nöten und Anliegen seine Zuflucht nimmt; er ist auch der besondere Patron für eine gute Berufswahl für jene, die sich dem heiligen Missionsberufe widmen wollen und die im Ringen nach diesem Ideal oft so viele Kämpfe zu bestehen und so viele Schwierigkeiten zu überwinden haben; er er- bittet auch Gottes reichsten Gnadensegen allen jenen, die in- direkt mitarbeiten am Heile der Seelen, an der Befehrung der Heiden, durch materielle Unterstützung und durch die so notwendige Gebetshilfe.

Möge in uns allen die Verehrung des hl. Josef immer größer werden! In der heiligen Kirche hat er eine neue Ehrung erfahren, indem für die Messe zu Ehren des hl. Josef eine eigene Präfation genehmigt wurde. Rufen wir recht oft zum hl. Josef, so wie die Kirche es uns lehrt: „Heiliger Josef, du Stütze der Familie, du Trost der Elenden, du Schutz- herr der heiligen Kirche, bitte für uns!“

## Das zerbrochene Fenster.

Eine beschauliche Geschichte.

Von F. Schröngamer-Heimdal.

Ich muß schon sagen, der Empfang, den mir die ehrjame Donaustadt bereitere, war recht merkwürdig und nicht von bester Vorbedeutung für den Aufenthalt dort. Und ich war doch zum „Ausspannen“ hinge- fahren.

Wenn es mir in meinen vier Wänden oft zu eng und einsam wird, schnüre ich schnell mein Bündel und wandere irgendwohin, um wieder ein Stück Welt und Leben zu sehen. Und zwar wähle ich mir meistens einen Ort, wo ich noch völlig fremd bin und mir alles neu ist. Da sind die Eindrücke frisch und tiefer. Und meistens trifft man doch irgendeinen Bekannten dort, so daß man nicht ganz allein ist.

Diesmal wählte ich mir die alte, liebe Stadt an der Donau, die so still und friedlich an ihren Ufern liegt und von den stolzen Zeiten träumt, als noch Könige und Kaiser in ihren Mauern tagten und strotzende Schiffs- züge die Wasser auf- und abwanderten.

Jetzt ist's still dort. Andere Zeiten.

Die Bahn geht in einem weiten Bogen um die Stadt herum. Und selten verirrt sich ein Fremder in das alte Nest, außer es ist gerade einer, der Schönheit sucht und die stummen, steingewordenen Zeugen vergangener besserer Tage zu sich reden läßt.

Das wollte auch ich und fuhr hin.

Im „Goldenen Bären“ stieg ich ab. Ich nahm mir ein Zimmer, das in den Garten hinausging, und daß mir der Wirt besonders empfahl, weil es dort ganz

ruhig sei, und die Aussicht ins Grüne hätten die Fremden jögern.

Das war mir recht. Ich legte mein Gepäck ab und setzte mich aufs Sofa, um zu überlegen, was ich mir zuerst beisehen wollte, den grünen Markt unter den alten Lauben oder die Schwedenschanze oder den Georgsbrunnen oder die gotische Heiliggeistkirche mit dem berühmten Sakramentshäuschen.

Ich stellte mir alles recht schön vor und freute mich schon in Gedanken — da kracht es ans Fenster, es splittert, Scherben brechen nieder, und mir zu Füßen liegt ein sauftgroßer Stein.

Ein schöner Empfang, denke ich mir. Da geht's ja zu wie im Schwedenkrieg!

Ich bleibe ruhig sitzen und warte ab, was da noch alles kommt. Ich stellte mir auch vor, wie sich manch ein Reisender jetzt an meiner Stelle verhalten würde.

„Welch eine Unverschämtheit!“ würde wohl mancher ausrufen, an die Klingel stürzen und das ganze Haus auf die Füße bringen, vom Bärenwirt bis zum Küchenmädchel. „Herr Wirt, das kann einem nur in Ihrem Gasthof passieren! Das ist doch eine Ungezogenheit im höchsten Grad! Ich ziehe sofort in ein besseres Hotel um, das ist ja unerhört, besorgen Sie mir einen Packträger! Und einen Kognak! Oh, meine Nerven!“

Einen derartigen Ausbruch würde man nach Umständen gewiß für gerechtfertigt halten, und mir ist's im ersten Augenblick auch recht spassig zumut. Aber wenn man weiß, was man als kleiner Bub selber oft angestellt hat, verhält man sich in solchen Lagen lieber ruhig und abwartend, weil man geneigt ist, lieber auf ein Versehen als eine böse Absicht zu raten. Da den Steintwurf außer mir noch niemand wahrgenommen hat, habe ich um so weniger Veranlassung, aus meiner Zurückhaltung herauszugehen.

Und siehe da: als erste „Sehenswürdigkeit“ der Donaufstadt tritt mir nicht der Georgsbrunnen oder die Schwedenschanze entgegen, sondern ein blonder Bubenkopf mit ängstlichen Blauaugen, der sich eben vorsichtig spähend durch das soeben entstandene Scherbenloch schiebt. Meine Vermutung hat sich also zu meiner Freude bestätigt.

Aber mein Erstaunen steigert sich — das Gesicht ist mir so bekannt! Ist das nicht der Franzl, der Aelteste meines Vettters? Wahrhaftig, der ist's und kein anderer! Aber wie kommt der in diese Donaufstadt? Seine Eltern leben doch in einem andern Flecken an der Donau.

Ich sitze ganz ruhig, um den Buben nicht durch eine Bewegung zu erschrecken. Er ist an der Dachrinne heraufgeklettert, wohl um nach dem Schaden zu sehen, denn einen „Einbruch“ traute ich dem Franzl doch nicht zu. Bei dem geringsten Schrecken könnte er aber den Halt verlieren und hinunterstürzen, wenn's auch nur vom ersten Stoß wäre. Und bei einer unvorsichtigen Bewegung könnte er sich eine Scherben spitze in den Kopf stoßen.

Jetzt sieht er mich auch und macht ein Gesicht, das ich in meinem Leben nicht vergessen werde. Ich sage jetzt ganz ruhig: „Halte dich noch einen Augenblick fest, ich lasse dich jetzt herein. Gelt, du bist der Franzl? Oder nicht?“

„Ja“, sagt er, „ja“.

Ich gehe hin, breche die Scheiben vollends aus dem Rahmen und ziehe mir den Franzl herein. „So“, sage ich, „pub' dich schnell ab, da bist ein wenig kalfig an den Knien.“

Er schaut erst eine Weile, dann verzieht er den Mund zum Weinen.

„Schämst dich nicht?“ sage ich. „Schau', ich tu' dir ja nichts. Und es passiert dir gewiß nichts. Aber jetzt erzähl' mir einmal, wie kommst du in diese Stadt und der Stein da durch's Fenster?“

Er schaut mich noch einmal fest an: „Ja, bist du's wirklich? Der Herr Vetter?“

„Ja, der bin ich.“

„Bitt' schön, gelt, dem Vater sagst es nicht?“

„Was?“

„Wegen dem Stein da.“ — Er hebt ihn rasch auf und wirft ihn ins Gras hinunter. „Ich kann ja nichts dafür. Ich hab' eine Pfundbirne in unsem Garten drüben herunterwerfen wollen, da ist mir der Stein hinten ausgekommen und daher ans Fenster. Und weil niemand herausgeschaut hat, hab' ich nachsehen wollen, ob sonst noch etwas gebrochen ist. Und jetzt bist du da?“

„Ja, und du! Und das dadrüben ist euer Garten, jagst du?“

„Ja, wir sind seit drei Wochen da. Vater ist daher verfehlt worden. Weißt es denn noch nicht?“

Kein Wort weiß ich! Das wird ja immer besser! Erst fliegt mir ein Stein herein, dann der Bub, und seine Eltern, meine Vetttersleute, habe ich als Nachbarn in der wildfremden Stadt, wo ich glaubte, hier kennt mich kein Mensch!

Wir können uns nicht genug wundern, alle zwei, und lachen zuletzt, daß die Scherben klirren. Dann läute ich dem Wirt und sage ihm: „Diesem kleinen Buben, Franzl heißt er, und mein Vetter ist er auch, ist ein Stein ausgekommen und durchs Fenster geflogen. Lassen Sie die Scheibe gleich machen und schreiben Sie mir die Kosten auf die Rechnung. Es wäre mir recht, wenn das Fenster bis zum Abend noch fertig würde, denn das Zimmer gefällt mir, und ich möchte es nicht gern mit einem andern vertauschen.“

Der Wirt vergißt vor lauter Verwundern auf die Verbeugung, wie ich nach diesen Worten den Franzl aus dem Zimmer und aus dem Haus führe.

Heute wird es mit den Sehenswürdigkeiten nichts mehr, das ist mir schon klar.

Wir gehen gleich ins Nachbarshaus.

Die Frau Base schlägt die Hände über dem Kopf zusammen, wie sie mich sieht.

„Gelt“, sage ich, „das ist eine schöne Ueberraschung. Ich fliege daher wie ein Stein durchs Fenster.“

Franzl gibt mir schon einen Rippenstoß. Nein, nein, ich verrate nichts. Der Franzl muß gleich aufs väterliche Büro laufen, damit der Herr Verwalter heute nicht in den „Silbernen Löwen“ geht zum Schaffopsen, sondern heim zur „Ueberraschung“. Denn jagen darf er's nicht, wer es ist. Ich glaube aber, er hat's doch gesagt und sein Wort nicht so gut gehalten wie ich das meine; es macht aber nichts. Denn Vaters Gebot ist mehr als Vettters Verwarnung.

Die Frau Base hat gerade einen Hasen in der Weize, und bis der Vater heimkommt, ist er schon fertig. Ich habe nie ein so gutes Wildbret gegessen wie diesen Langohr.

Wir sind alle voller Freude und unterhalten uns aufs beste. Der Franzl soll schon längst im Bett sein, aber heute hat er gar keinen Schlaf. Denn sobald ich eine Anspielung mache, daß die Leute oft hereingeschneit kommen wie Steine durchs Fenster, schaut er ängstlich zu mir her. Aber ich bleibe beim Vergleich, den niemand versteht wie wir zwei, und die Geschichten erzähle

ich erst ein anderesmal. Denn heute bekäme Franzl gewiß Prügel dafür, und die will ich vetterlich-verständig von ihm abwenden, weil ich selbst einmal ein kleiner Bub war.

Ich bin auch die andern Tage noch Gast bei meinen Vetterseuten, und alle Ehreuwürdigkeiten zeigen sie mir auch. Dafür kriegt der Franzl etwas in die Sparskaffe — da wird er schauen, was er für einen „noblen“ Vetter hat. Und die Frau Base wird der Base, der eigentlich für Sonntag gehört hätte, gewiß nicht reuen. — So waren wir alle recht munter und vergnügt die paar Tage, und jedes ist auf seine Rechnung gekommen. Und sind recht fröhlich von einander geschieden, wie mein Urlaub wieder um war.

Im Heimfahren aber hab' ich mir gedacht: Schau', hättest du, wie der Stein durchs Fenster flog, gleich aufbegehrt und Lärm geschlagen und dem Wirt, der nichts dafür konnte, einen Krach gemacht, dann wärest du um das ganze Vergnügen gekommen. Denn der Franzl hätte gewiß die Flucht ergriffen, wenn ich gleich grob hinausgeschimpft hätte, und hätte auch gar nicht gewußt, daß es der Franzl ist, daß seine Eltern seit drei Wochen da wohnen, und daß die Frau Verwalter gerade einen Hasen in der Beize hat.

Weil ich aber abgewartet habe, ist alles schön ruhig und ohne Aufregung abgelaufen.

Es hat auch keines der Beteiligten Schaden genommen, ist jedes wohl auf seine Rechnung gekommen; und ich habe ein seltsames Erlebnis obendrein, das mir wert scheint, es aufzuzeichnen.

Und das ist hiemit geschehen zu Nutz und Frommen aller, die diese Geschichte einmal lesen. Sollte es ihnen vorkommen, daß einmal ein Stein zum Fenster hereinfliegt, so wissen sie, wie gut es ist, nicht gleich aufzubrausen, sondern schön gemächlich abzuwarten, was da weiter kommt. Es kann oft von größtem Nutzen werden.

Es braucht aber gerade kein Stein zu sein und kein Bub, der Franz heißt, auch kein Base, der gerade in der Beize liegt. Die Welt ist so groß und das Geschehen darin so mannigfaltig, daß es nicht überall ein Stein sein kann. Aber überall wird's jemand sein können, der sich beherrscht und abwartet, was weiter kommt. Und etwas Schlimmeres ist's dann gewiß nicht.

### Empfang der hl. Kommunion in der Sterbestunde.

Es war im Herbst 1865, schreibt ein Priester aus Franklin in Amerika, als ich eines Morgens, wie ich es täglich zu tun gewohnt bin, den heiligen Rosenkranz betete, damit ich durch die Vermittlung Mariens Seelen gewinne und rette. Ich mußte auf eine entfernte Station, um dort Gottesdienst zu halten. Ich hatte die heilige Messe gelesen, dabei aber vergessen, die übrig gebliebenen heiligen Hostien zu konsumieren; ich wollte sie darum nach Hause in meine Kirche tragen. Da zeigte sich nun in recht auffallender Weise die göttliche Vorsehung und die Barmherzigkeit Mariens.

Man hatte mir für die Rückkehr nach Franklin bereits einen Wagen bestellt, aber ich schlug dieses Anerbieten aus. Weil ich das heiligste Sakrament bei mir hatte, zog ich es vor, den ohnehin nicht allzu langen Weg von nur drei Stunden einsam und allein zu Fuße zu machen. Ich schlug den kürzesten Weg ein und mochte etwa eine Stunde zurückgelegt haben, als ich an einer elenden Hütte vorbeikam. Daraus trat mir ein Holländer entgegen, der ein kleines Kind auf den Armen trug und mich mit Tränen in den Augen bat, ich möchte

doch seine arme Frau, die im Sterben liege, mit den heiligen Sakramenten versehen; es sei ihm, sagte er, des kleinen Kindes und der kranken Frau wegen unmöglich gewesen, das Haus zu verlassen und mich zu holen.

Als ich in die Hütte trat, hielt die Sterbende den heiligen Rosenkranz in der Hand, die letzte Freude leuchtete aus ihren von Todesnähe entstellten Zügen und sie jagte mit der letzten Kraft ihrer Stimme, deren freudigen Ton ich nie vergessen werde: So habe ich denn nicht umsonst gehofft und mein Vertrauen auf Maria gesetzt; sie wird dich, habe ich gedacht, mein, sie kann dich nicht ohne die letzten Sakramente sterben lassen; eine innere Stimme sagte es mir gewiß, Maria, die ich so oft im Leben angerufen, werde mich im Sterben nicht verlassen. Voll Zuversicht betete ich meinen Rosenkranz, als ich mein Ende nahen fühlte, und siehe da, ein Priester kommt ungerufen in die Nähe unserer Hütte, gesendet auf wunderbare Weise von Maria, der Mutter der Barmherzigkeit! —

Die Sterbende empfing nun die heiligen Sakramente und verschied bald darauf noch in meiner Gegenwart und unter meinen priesterlichen Zusprüchen, ihr Herz noch vom tiefsten Dank gegen Maria erfüllt, deren süßer Name ihr letztes Wort gewesen!

**Heilige Messen können vorderhand nicht mehr angenommen werden.**

**Siehe Oktober-Novembernummer des Vergißmeinnicht 1919.**



An Viele: Wir ersuchen, die noch ausstehenden Abonnementsbeträge für den abgelautenen Jahrgang des Vergißmeinnichts recht bald einzulösen. — F. M. M. Ein sehr gutes Werk können Sie tun damit, wenn Sie Zugesandtes unserem Studienfond überweisen. Sicherlich werden alle, die durch die Unterstützung aus diesem Fond das Glück haben, Missionare zu werden, ihrer Wohltäter recht eifrig beim hl. Meßopfer gedenken. — R. M. R. Wenn Sie das Geld für allgemeine Missionszwecke geben, so nützen Sie dem Missionswerke gerade so gut, als wenn Sie es für Heidentinder geben. Ein wahrhaft apostolisches Werk ist auch der Studienfond, damit arme, aber brave Knaben Priester und Missionare werden können. Odenheim, 65 M als Dank. — Nr. 51, Brief und Betrag erhalten und nach Angabe verwendet. — Bruchsal R. B., Brief mit Einlage erh. — Bernau, 123 M erh. u. nach Angabe verw. — M. D. H. D. erhalten und besorgt. — Neumarkt, Betrag erh. — S. A. B. Betrag erh. Es werden 2 Heidl. Josefa u. Anton getauft. — Rodheim, Betrag erh. — Bobenheim L. B., Was Sie dafür für die Mission tun wollen, steht in Ihrem freien Belieben. — Oßig, 27 M, die bei einer Wallfahrt gesammelt wurden, erh. — Ungenannt, 300 M erh. u. nach Angabe verw. — Wessobrunn, 156 M für Heidentinder Josef und Remigius, Vergißmeinnicht und Alm. erh. — Langnau 5 Fr. als Dank. Heidentinder und Antoniusbrot sind teils als Dank, teils als Bitte eingegangen von: Ungenannt, 21 M Heidl. Josef, 4 M Antbrot. — Schlipfheim, 25 Fr. „Peter“. — Krotau, 21 M. —

Ohrenbach. — München, Thaddäus. — Konstanz. — Neufes. — Würzburg, Emma Josefine. — München, Eduard und Käthchen. — Nering, Michael v. M. v. A. G. D. 42 A für 2 Heidenkinder.

### Gebetsempfehlungen.

Eine schwerranke Wohltäterin. Glück und Segen im Geschäft, Gesundheit und Frieden in der Familie, Seelenfrieden, gute Kindererziehung.

### Dankjagungen.

„Einige Jahre betete ich um ein glückliches, friedliches Familienleben und hielt auch mehrere Novenen zu Ehren der Muttergottes von der immerwährenden Hilfe, zu Ehren des hl. Josef und des hl. Antonius. Heute kann ich sagen, daß ich durch deren Fürbitte erhört wurde; als Dank sende ich eine Gabe zur Taufe eines Heidenkinds.“ „Herzlichen Dank der lieben Muttergottes vom guten Rat, der Mutter von der immerwährenden Hilfe, dem hl. Josef, und dem hl. Antonius für sofortige Hilfe in mehreren großen Anliegen.“ „Ich litt jahrelang an einem Unterleibsleiden. Vertrauensvoll nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius u. zum hl. Josef und habe nun durch die Fürbitte dieser Heiligen einen tüchtigen Arzt gefunden, der mich heilte. Tausendfachen Dank den beiden Heiligen.“ „Unser zweijähriges Töchterchen erkrankte im November vorigen Jahres an der Grippe. Einige Tage später gestellte sich noch doppelseitige Lungenentzündung dazu. Das Fieber war außerordentlich heftig. Nach zwei weiteren Tagen trat Gehirnhautentzündung und Genidstarre ein. Das Kind war an sämtlichen Gliedern gelähmt und hatte die Sprache verloren. Der Arzt gab jede Hoffnung auf. Doch das Kind blieb am Leben. Monatelang lag es gelähmt und geistesabwesend da. Der Arzt erklärte uns, daß das Kind infolge dieser schweren Krankheit wahrscheinlich den Verstand einbüßen und vielleicht auch gelähmt bleiben werde. In dieser schweren Not wandte ich mich vertrauensvoll an das göttliche Herz Jesu, an den hl. Antonius und den hl. Josef. Ich versprach im Falle der Erholung ein Heidenkind auf den Namen meines Kindes Antonie taufen zu lassen und Antoniusbrot zu geben. Mein Kind ist nun gottlob wieder vollständig hergestellt und hat nicht das Geringste von der entsetzlichen Krankheit zurückbehalten. Dafür sei dem göttlichen Herzen Jesu, dem heiligen Namenspatron Antonius und dem hl. Josef tausendfacher Dank!“ „Der liebe Gott hat auf die Fürbitte des hl. Antonius, des hl. Josef, der lieben Muttergottes und der heiligen Mutter Anna wunderbar geholfen und das Leben einer kleinen Nichte gerettet.“ „Meine Großmutter ist schon seit vielen Jahren Leserin des Bergisheimnichts. In diesem Blatte habe ich schon oft gelesen, wie der hl. Josef und der hl. Antonius oft in verzweifeltsten Fällen geholfen haben. Ich hatte vor ungefähr 14 Tagen meine Geldbörse mit beträchtlichem Inhalte und Uhrschlüssel verloren. Ermuntert durch die vielen Gebetserhörungen nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und zu den armen Seelen und versprach Veröffentlichung im Bergisheimnichts. Am 8. Tage der Novene fand ich meinen Geldbeutel an einer Stelle, wo ich ihn gar nicht vermutet hätte.“ „Schon monatelang hatte ich ein großes Anliegen auf dem Herzen. Nach menschlicher Voraussicht war keine Hilfe vorhanden. Da nahm ich meine Zuflucht zur Mutter von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius und zum hl. Josef. . . . mein Gebet wurde erhört.“ „In einem schweren Anliegen wandte ich mich an den hl. Josef und an die armen Seelen und siehe, am nächsten Tage kam unerwartet Hilfe. Gott sei Dank gesagt; Dank auch dem hl. Josef und den armen Seelen!“ „Dank dem hl. Josef für Hilfe in einem Nervenleiden.“

### Dank und Bitte.

Zuzwil, Wohlten, Walchwil, Bürglen, Altdorf, Zürich, Luzern, Flüelen, Gurnellen, St. Gallen, Wil, Wohlten, Baden, Münster, Otten, M. Brodhagen, Gelsingen, Ochtrup, Bernterode, Hausach, Densbach, Heidelberg, Achenrot, Wasserlosen, Gablingen, Unterleiterbach, Lautenbach, Langenargen, Weingarten, Moosbeuren, Augsburg, Karlsruhe, Schlegldorf, München, Malschenberg, Güntersleben, Gunzenhausen, Rot, Pfaffenhofen, Rachten, Sonderhofen, Himmelstadt, Hohenreichen, Oberstaufen, Maulach, Reichenhall,

Diepoltkirchen, Frankfurt—Eckenheim, Nordheim, Uffing, Biberach, Breslau, Danzig, Jatzobsdorf, Neustadt, Neisse, Larnowik, Königsberg, Rosenbergl, Beuthen, Kleinhelmsdorf, Ossig, Stettin, Krokau, Brielen, Andelsbuch, Beuel, Meiningen, Bildstod.



Peter Jungbluth in Cöln. Sofia Ewalts in Leuth. Franz Hoffmann in Pronsfeld. Tilla Roggmann in Cleve. Frau von Monshau in St. Vith. Frau Haas in Schalkenmehren. Jakob Hausen in Wetten. Aloys Gerold in Giershagen. Christina Krämer geb. Hoffmann. Theodor Sonnemann in Dülken. Elizabeth Bolke geb. Peters in Haverbeck. Frau Bernh. Reintges in Homberg. Ehrwürden Schwester Celina Reiser. Frau Dalingshaus in Bahlen. Josef Braun in Nachen. Elise Deserno geb. Wimmer in Brand. Johann Cremer in Sommerum. Franz Weg in ? Ehrw. Schwester Mogola Biegler. Gottfried Köllen, Pfarrer in Merten. Ehrwürden Schwester Silveria Polkom. Frau Bernh. Henningsfeld in Henrichsburg. Nikodem Schälín, Flüeli. Wwe. Josefa Baumann, Wassen. Frau Schirmer, Schanis. Wilh. Kreh, Schongau. Kath. Kreh-Weibel, Schongau. Maria Bürki, Oberegg. Anna Weller, Nagelsberg. Theresia Imholz, Unterschächen. Franz Philipp, Schattdorf. Johann Feh. Khäzins. Frau Berthold, Weinsfelden. Frau Kojmehl, Derendingen. Emma Imwintelried, Blikingen. Josefa Betschart, Ibach. Katharina Stangl, Buchheim. Elisabeth Schwarz, Buchheim. Andreas Dregler, Reissbad. Anna Eisenreich, Moosdorf. Otto Schultheis, Hintermeilingen. Josef Henemann, Unterleiterbach. Barbara Gößmann, Erbshausen. Anna Giesendorf, Erbshausen. Babette Fleischer, Effeldorf. Anna Haufer, Huttenwang. Erwin Huß, Pfarrer, Schmiechen. Theresie Schöffler, Egling. Anna März, Rössingen. Marg. Raab, Kleintalensfeld. Johann Glädler, Pfaffenhofen. Frau Ferner, Rachten. Josef und Richard Huber, Breitenfeld. Josef Feh, Andelsbuch, auf dem Felde der Ehre gefallen. Katharina Mitterberger, Aichau, Hochw. Pfr. Schaab, Karlstadt. Walburga Wünsch, Bessenburgheim. Andreas Windshügl, Parkstein. Elisabeth Johanna Noe, Mosbach. Friedrich Heinlein, Hauptlehrer, Halsheim. Heinrich Griebel, Kirchschletten. Hochw. S. Pf. Sylvester Luz, Bedernau. Georg Huttery, Riesersfelden. Frau Oberamtmanng Finger, Frankenstein. Franziska Stora, Friedersdorf. Pater Teofil Merk S. J. Spiritual in Breslau. Erzpriester Max Hosenkij, Pfarrer in Goshüh. Anna Wilezet, Jaborze. Maria Kalaj, Breslau. Geisil. Rat Johannes Drost, Pfarrer in Klein-Strehliß. Dagier in Salgesch. Utr. Bollhalder, Alt St. Johann. Josef Signer, Gonten. Hochw. Pfr. Edelmann, Mafeltrangen. Gottfried Schwere, Leuggern. Josef Kennhaas, Goldach. Verena Hochstraher, Gerliswil. Johann Meier, Zürich. Alois Seiler, Ernen.

Am 11. November 1919 starb Seine Eminenz Cardinal und Erzbischof von Cöln

**Dr. Felix v. Hartmann.**

Dem edlen Gönner und Wohltäter unserer Mission werden wir stets ein dankbares Andenken bewahren. Wir empfehlen die Seele des hohen Verstorbenen dem Gebete unserer Wohltäter.

R. I. P.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen.

Druckerei G. m. b. H., Würzburg.